

Varianten b oder c verbinden); schließlich werden die (sonst Jakobus enthaltenden) Zeugen aufgeführt, die an dieser Stelle eine Lücke aufweisen: „– P20. P23. ...“ (an welchen Stellen die einzelnen Handschriften lückenhaft sind, zeigt das Begleitheft [B10-12]).

Diese und andere Angaben erlauben es jedem Interessierten, sich ein genaues Bild von jeder bekannten, im ersten Jahrtausend entstandenen (griechischen) Lesart des Jakobusbriefes und deren Bezeugung zu machen oder auch den Wortlaut jeder (griechischen) Handschrift an jeder Textstelle zu erschließen.

Nicht nur die aus Münster gewohnte Gründlichkeit, sondern auch die kaum zu übertreffende „Benutzerfreundlichkeit“, mit denen uns das Team des Instituts für neutestamentliche Textforschung diesen Schatz an Information darbietet, verdienen uneingeschränkte Bewunderung. Es ist sehr zu hoffen, daß es gelingt, die Verwirklichung dieses aufwendigen Projektes zügig voranzutreiben und uns bald mit weiteren Lieferungen zu beschenken. Und möge die Editio Critica Maior in vielen neues Interesse an dieser so grundlegenden Disziplin wecken und manche zu solider „Arbeit an der Sicherung des wichtigsten Textes des europäischen Abendlandes“ (X) ermutigen.

*Heinrich von Siebenthal*

---

Gerd Theissen / Dagmar Winter. *Die Kriterienfrage in der Jesusforschung: Vom Differenzkriterium zum Plausibilitätskriterium.* Novum Testamentum et Orbis Antiquus 34. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1997. 348 S., DM 98,-.

---

Das in Koproduktion zwischen Doktorvater und Doktorandin entstandene Buch besteht aus drei Teilen. Im Anschluß an eine gemeinsam verfaßte Einführung in die Problemstellung (1-27) plädiert Dagmar Winter im zweiten, umfangreicheren Teil auf der Basis eines ausführlichen Forschungsüberblicks dafür, bei der Bestimmung des authentischen Jesusguts das herkömmliche Differenzkriterium durch ein von den Autoren entwickeltes Plausibilitätskriterium zu ersetzen (28-232). Der kürzere dritte Teil behandelt die philosophische Frage, wie relatives historisches Wissen über Jesus zur Grundlage einer absoluten christlichen Gewißheit werden kann (233-269), und stellt die deutsche Fassung eines Vortrags von Gerd Theissen dar, der ein Jahr zuvor mit dem schönen Untertitel „My Attempt to Leap Across Lessing's Yawning Gulf“ in englischer Sprache erschienen ist (*SJTh* 49, 1996, S. 147-176); in der deutschen Kapitelüberschrift ist viel trockener von „hermeneutischen Aspekten“ die Rede.

Das Differenzkriterium findet sich bereits in der *Geschichte der synoptischen Tradition* R. Bultmanns und erhielt seine klassische Formulierung 1953/1954 durch E. Käsemann. Als sicher authentisch wollte die Bultmannschule nur solche Jesusworte annehmen, deren Inhalt weder aus dem Judentum noch aus der

Theologie der Urgemeinde abgeleitet werden kann. In ihrer Auseinandersetzung mit dieser Maxime legen die Autoren Wert auf die Unterscheidung zwischen zwei Varianten des Differenzkriteriums. Das auf das Christentum bezogene Differenzkriterium (DKC) achte unter kirchen- und dogmenkritischen Vorzeichen auf Unterschiede zwischen den Evangelientexten und dem für diese angenommenen christlichen Hintergrund. Dagegen richte das auf das Judentum bezogene Differenzkriterium (DKJ) das Augenmerk im Sinn eines religionsgeschichtlichen Vergleichs auf die Unterschiede zwischen den Evangelientexten und dem aufgrund anderer Quellen rekonstruierten Judentum (21f.171). W. legt besonderen Wert auf die Feststellung, daß die Vertreter der sogenannten Dritten Frage der Leben-Jesu-Forschung (seit etwa 1980) das DKJ ablehnen und das DKC wesentlich kontrollierter anwenden, als es zuvor der Fall war (146-174). Im Zuge dieser jüngsten Forschungsentwicklung ist das Plädoyer der Autoren für ihr erstmals von K. Berger so bezeichnetes (XII) historisches Plausibilitätskriterium angesiedelt. Einer ihrer Haupteinwände gegen das Differenzkriterium lautet, daß es die historische Einordnung Jesu sowohl ins Judentum als auch in die Geschichte des Christentums verhindere und ihn damit im Grunde als geschichtsloses und letztlich einzigartiges Individuum erscheinen lasse (139.172). Statt dessen wollen die Autoren diejenigen Elemente als echt anerkennen, die zwar in ihrer Konstellation einzigartig sind, sich aber zugleich plausibel in den jüdischen Kontext einordnen und wirkungsgeschichtlich als Ursprung der Geschichte des Urchristentums deuten lassen (IX.194).

Im einzelnen werden das bisherige DKJ durch das Kriterium der Kontextplausibilität (183-191.209-212) und das DKC durch das Kriterium der Wirkungsplausibilität (176-183.212-214) ersetzt. Angenehm fällt auf, in wie hohem Maße die angelsächsische Literatur einschließlich ihres evangelikalen Anteils rezipiert worden ist. Obwohl die Dritte Frage ihren Schwerpunkt im Unterschied zu den beiden vorhergehenden nicht im deutschsprachigen Raum hat (5), wird die angelsächsische Literatur in der deutschen Leben-Jesu-Forschung keineswegs regelmäßig in diesem Umfang wahrgenommen. Allerdings konnte ich mich nicht überzeugen, daß die als Vorgeschichte des Differenzkriteriums präsentierten Forschungsbeiträge (28-78) sich ohne weiteres als solche deuten lassen. Denn die meisten der Autoren, deren Aussagen übrigens in einem Anhang im Wortlaut dokumentiert sind (270ff), wandten ihre Beobachtungen zu den Unterschieden zwischen Jesus und dem Judentum keineswegs als historisches Kriterium zur Unterscheidung zwischen echten und unechten Jesusworten an (was W. durchaus gesehen hat: S. 42). Darum fiel es mir schwer, bereits M. Luther als Vertreter einer Vorform des Differenzkriteriums einzuordnen. M.E. hätte im forschungsgeschichtlichen Teil eine Konzentration auf das historisch-kritische Differenzkriterium den Vorzug verdient. Diesem historischen Differenzkriterium gelten auch die weitgehend nachvollziehbaren kritischen Einwände der Autoren.

Insgesamt erwecken W.'s Ausführungen den Eindruck, die Tendenz, Jesus zu stark vom Judentum seiner Zeit zu isolieren, werde durch die Neigung ersetzt, ihn weitestgehend mit diesem zu identifizieren, indem die Möglichkeit, daß er zum zeitgenössischen Judentum in Widerspruch getreten sei, praktisch ausgeschlossen wird (184.186). An dieser Stelle wäre wohl auch das Plausibilitätskriterium korrekturbedürftig.

In seinen abschließenden Erwägungen zur Gewißheitsfrage knüpft T. an das von Lessing formulierte Problem vom garstigen breiten Graben der Geschichte an. Seine dessen Gleichnis aufgreifende Antwort lautet, der Mensch könne den Graben zwar nicht überspringen, er könne aber ans andere Ufer gelangen, indem er in ihn hineinspringe, um ihn zu durchschwimmen (236). In der Sachhälfte bedeutet dies, der christliche Historiker müsse sich auf eine Beschäftigung mit den zufälligen historischen Geschichtsquellen des Lebens Jesu einlassen (242) und sich mit dem hypothetischen Charakter alles historischen Wissens versöhnen. Die Bevorzugung der wahrscheinlicheren Hypothese bleibe sinnvoll, auch wenn dadurch keine absolute Gewißheit zu erreichen sei (268). T. beschließt seinen Beitrag und damit das gesamte Buch, indem er noch einmal Lessings Bild aufgreift: Falls wir in den Graben gesprungen sind, können wir das andere Ufer erreichen, „wenn sich uns eine Hand hilfreich entgegenstreckt“. Diese Hand sei „Gottes Gnade, die auch unsere hypothetischen Versuche akzeptiert“. Auf diesem Weg werde die Bibel „zum Medium einer Gewißheit, die alle historische Plausibilität überschreitet“ (269). Es geschieht nicht oft, daß ein historisches Methodenbuch mit einem Glaubensbekenntnis schließt. Daran gibt es nichts heruzukritisieren. Eine Frage bleibt für mich am Ende der Lektüre allerdings offen: Hat T. tatsächlich Lessings Graben durchschwommen? Dieser hatte mit seinem Bild vom garstigen breiten Graben der Geschichte an eine Behauptung des Origenes angeknüpft, der in seiner Schrift *Contra Celsum* (I.2 [SC 132, 1967, S. 82]) unter Berufung auf 1 Kor 2,4 Wunder und erfüllte Weissagungen als Beweise für die Wahrheit des Evangeliums ins Feld geführt hatte. Lessing gestand zwar zu, daß die ersten Christen Wunder erlebt hätten, bestritt aber, daß dies in seiner Gegenwart noch der Fall sei. Könnte ein Prediger vor seinen Augen ein Wunder tun, würde er sich ohne Zögern bekehren. Da aber selbst der zuverlässigste historische Bericht über die urchristlichen Wunder nur eine relative Glaubwürdigkeit beanspruchen könnte, sei es unmöglich, eine absolute Glaubensüberzeugung darauf zu gründen. T. scheint sich somit nur auf einen Teilaspekt der Frage Lessings konzentriert zu haben (ohne seine Leser darüber zu informieren). Das dürfte daher rühren, daß er Wunder im strengen Sinn des Wortes als grundsätzlich unmöglich betrachtet (234.238, vgl. 215). In Wirklichkeit ist Lessings Graben allerdings noch ein erhebliches Stück breiter als der von T. überwundene. Die Frage nach der historischen Gewißheit wird durch die Wunderproblematik erheblich verschärft. Es fragt sich also auch, ob das Ufer der christlichen Glaubensgewißheit so nahe ist, wie T. es vermutet. Ich bezweifle im Unterschied zu ihm, daß sich die Möglichkeit von Wundern weltanschaulich

widerlegen läßt. Aber ich vermute, daß der um die Wunderfrage verbreiterte Graben mit einer ähnlichen Strategie zu überwinden wäre, wie er sie im letzten Paragraphen dieses anregenden Buches angedeutet hat.

*Armin Daniel Baum*

---

*Theologisches Begriffslexikon zum Neuen Testament, neubearbeitete Ausgabe. Band 1: A-H.* Hg. Lothar Coenen und Klaus Haacker. Wuppertal/Neukirchen-Vluyn: R. Brockhaus/Neukirchener, 1997. LI + 1015 S., DM 158,-.

---

Vor etwa 30 Jahren wurde das Theologische Begriffslexikon zum Neuen Testament publiziert. Es erfuhr etliche Auflagen und erwies nicht nur Theologen, sondern auch vielen theologisch Interessierten einen guten Dienst. Nun schien es den Herausgebern und dem Verlag nicht mehr ratsam, dieses Werk als Nachdruck auf den Markt zu bringen. Zuviel habe sich in den letzten Jahrzehnten in der Theologie verändert.

In der Anlage sind kaum Veränderungen vorgenommen worden. Die griechischen Vokabeln werden in Stichwortartikeln behandelt; es wurden nun lediglich die Wortfelder, zu denen die Vokabeln gehören, durch „Gegensatzbegriffe“ erweitert (z.B. Armut und Reichtum oder Freiheit und Sklaverei).

Wie bisher wird in einem Artikel unter I die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes im griechischen Raum beleuchtet. Unter II wird der Gebrauch der Vokabel in der Septuaginta, den Schriften von Philo und Josephus, den Schriften des Frühjudentums und denen von Qumran untersucht. Da bei der Erforschung dieser Schriften in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte erzielt wurden, setzt die Neubearbeitung hier einen deutlichen Schwerpunkt. Unter III wird dann das Vorkommen, das Gewicht und die Bedeutung der Vokabel im Neuen Testament dargeboten. Bei manchen Wortfeldern werden noch „Hermeneutische Überlegungen“ angefügt, was früher schlicht „Zur Verkündigung“ hieß. Hält man sich vor Augen, daß z.T. dieselben Artikel geboten werden (so L. Coenen zum Wortfeld „Bedrängnis/Verfolgung“, 124f)) und daß einige Autoren z.B. auf den Schlager von Nicole „Ein bißchen Frieden“ (547) oder auf eine EMNID-Umfrage (613) hinweisen, so fragt man sich, ob man nicht besser die alte Bezeichnung hätte beibehalten sollen.

An der (bewährten) Anlage dieses Werkes hat sich kaum etwas geändert. Dafür seien alle Artikel überprüft und viele überarbeitet bzw. neu geschrieben worden (so heißt es im Klappentext). Leider werden an keiner Stelle genaue Angaben über das Ausmaß der Neubearbeitung gemacht. Das ist aber für denjenigen, der die alte Ausgabe besitzt und über eine Anschaffung der Neubearbeitung nachdenkt, wichtig zu wissen.